

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

**Band:** 18 (1914)

**Artikel:** Umbrische Reisegeschichtlein

**Autor:** Federer, Heinrich

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572444>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

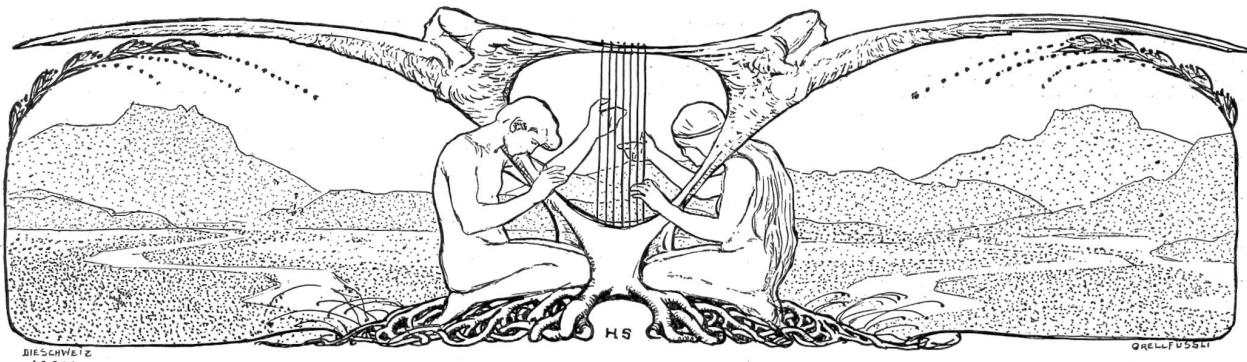
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 21.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Ich lösche das Licht...

Ich lösche das Licht.  
Es brannte über leeren Papieren,  
Die ich sollte mit innigen Versen zieren.  
Keine Zeile floß, es fügte kein Stein  
Sich in den andern planvoll ein.  
Und doch sah ich groß,  
Wie aus Gottes Schoß  
Den Gedanken wachsen gleich einer Stadt,  
Die tausend hochragende Türme hat,  
Aber in deren Gassentiefen  
Auch kleinere Hütten und Menschlein schließen  
Und die so das Traute und Höheitvolle  
Menschlich mischet auf einer Scholle.  
Ich seh's, ich fühl's, und doch kein Wort  
Will mir aus der Feder fort.  
An Gabe so arm, an Habe so schwer,  
Die Seele so voll, die Hand so leer,  
Unseliger Zwiespalt, ich trag es nicht,  
Ich lösche das Licht.

Ich lösche das Licht.  
Du reichst, o saubere Kerzenspitze,  
Wohl aus mit deinem Flammenwithe,  
Hellsst mir das Tischchen im knappen Rund,  
Lachst daneben so froh und gesund.  
Ob mein Blatt sich füllt,  
Ob es ungestillt  
Wie eine Wüste in deinem Glanz  
Sein Sehnen entblößt, seine Armut ganz,  
Du kannst dabei ja nichts verspielen,

freust dich an deinen eigenen Zielen:  
Ein warmes, leuchtendes Herz zu tragen,  
Mögen andere daneben verzagen!  
Und verdröß' es dich auch, daß hier nichts geschieht,  
In andern Stuben siehst du ein Lied,  
Auf andern Tischen Bilder entstehen,  
Wunder auf Wunder, die nie verwehn —  
Dann freut dich zur Kurzweil ein tatloser Wicht,  
Ich lösche das Licht.

Antwortet das Licht:  
Lösche mich nur! Es darf im Leben  
Wohl auch ein reimloses Stündlein geben.  
Glaube nicht, daß die Seele gewinnt,  
Wenn sie ihr Tieffes nach außen spünt.  
Wirst nicht kleiner sein,  
Schließest dein Großes du enger ein.  
Läß es in einsamen späten Stunden,  
Dir zuerst von Herzen mundan,  
Ohne Gäste dabei, die tadeln und loben,  
Bis sie die Seele des Werkes verschoben.  
Fühl' es durch alle Gipfel und Tiefen,  
Ehe die Gasse es schreit in den schiefen,  
Undankbaren, partischen Tag,  
Der es so bald entweihten mag.  
O halte den Vers! Noch gehört er dir,  
Noch ist er lauterste Seelenzier!  
Sei flug, dichte fort, aber schreibe nicht,  
Lösche das Licht!

Heinrich Federer, Zürich.

## Umbrische Reisegeschichtein.

Von Heinrich Federer, Zürich.

### 3. In den Bergnestlein.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Wie Schwalbennest an Schwalbennest sind die kleinen umbrischen Städte ins Vorgebirge der Apenninen hinauf geflebt. Sie schimmern fast weiß ins Tal hinunter. Hinter ihnen wölbt sich der Bergrücken zuerst fast mit bronzergrüner Farbe und mehr braunem als grünem, überaus spärlichem Wildwuchs. Der Scheitel ist bald grau, bald braun, von müder milder Farbe. Es geht zu ihm empor nicht

so steil, aber sicher so hoch wie von Arth-Goldau zur Rigi. Das ist für Italien eine starke Höhe. So der Subasio bei Assisi, der Calvo und Cucco bei Gubbio, der Luco bei Spoleto. Auf der Rückseite fallen sie in ein wilderes steileres Tal hinunter. Da gibt es nun in den Schluchten noch mächtige Bäume, Eichen, Buchen, Nadelholz, dichtes wirres Gebüsch, wilden Lorbeer, Taxus, Kastanien und prächtige

Felsen. Aber jenseits steigen noch steilere und höhere Berge auf, und dahinter stehen die allerhöchsten. Bei klarem Wetter oder scharfem Seewind kann man von Subasio aus mitten in den umbrischen Abruzzen die düsteren Höhepunkte der Sibyllinischen Berge erblicken. Grau und rundköpfig und gar so steinern unfreundlich stehen sie da und machen beim lustigsten Himmel ein düsteres Gesicht, eine wahre Wahr-sagermiene. Doch schimmert bis tief in den Sommer Schnee auf ihren Häuptern, und das macht sie etwas freundlicher, obschon gern ein grauer mystischer Nebel um ihr Gesicht spielt oder der dunkle Schatten einer ganz nahen Wolke auf ihnen brütet. Hinter ihnen blaut die Adria, vor ihnen lächelt das höflich süße Umbrien. Sie aber bleiben hart und lächeln nie, so recht wie alte ernste Sibyllen.

Doch bleiben wir in den Bergnestlein der Vorberge. Ach, wie man sich da einfapseln und sicher fühlen kann! Weit unten geht die weiße breite Heerstraße durchs Land mit ihren Hizzen und Mühen und staubigem Schweiß. Wir aber hausen da oben, schon halb in den Felsen, in göttlicher Sicherheit, weitab vom Värm. Wir können aus unsren Schwabennestern über allen Menschentrubel pfeifen, der sich da unten durchs breite Leben schindet.

Was weiß doch einer von Umbrien, wenn er nicht in diesen schlecht gepflasterten, holperigen Städtchen herumgelungert ist und abends unter dem römischen Bogentor von Spello oder unter dem aussichtsreichen Venusportal die Fliegen aus dem gelben Wein gesieht und dem Dudelsackbläser Porta und seinen unendlich schwermütigen Weisen stundenlang zugehört hat? Und was weiß einer von Umbrien, der nicht in Foligno mindestens drei totenstille sonnenschwere Nachmittage im Schatten der einsamen alten Vorhalle von Santa Maria infra Portas verträume und dann und wann gegenüber in San Domenico, dem ebenso einsamen, ein paar Turnern mit weißen Hosen und brandroten Schleifen zusah, wie sie mit der süßen Schlangenhaftigkeit des Italiener am Reck ihre Künste losließen, langsam, leise, melodisch. Aber wenn die Sterne aufgingen, schlenderte der Fremdling in den Hof der alten Abtei Sassovivo, höher am Berg, wild und einsam, und meint schon von weitem durch die stille Nacht das Plätschern vom Ziehbrunnen heraus oder die klappernden Holzsandalen einiger Brüder über die Fliesen zu vernehmen, etwa wenn sie in ihre Zellen zum Schlafen gehen. Das Kloster steht außerhalb Gubbio, schon stark im Gebirge. Ringsum rauschen die Bäume, und nachts hört man das Wasser aus den Schluchten. Und man glaubt in Rom oder in der Brunnenstadt Damaskus und nicht in einem so weltentlegenen Hofe zu sein.

Aber in der dritten Nacht hängt der Pilgrim übers Gesimse des Foligner Gasthofs hinaus und hört, wie das Reden in den winkeligen Gassen langsam verstummt. Ein paar Läden flappen zu, ein paar Riegel kreischen und ein „Felice notte“ ertönt da und dort. Aber das letzte klingt besonders fein, und es folgen noch einige Worte so weich und geschmeidig nach, wie sie nur in Umbrien gesprochen

werden. Ist es wohl ein Zeppo, der seiner Geliebten hinter den Säulen von S. Maria Maggiore noch ein heimliches Wörthchen zuflüstert? Oder ist's ein Priester, der im Kreuzgang noch die Nocturnen beginnet? Oder ist's ein Stiller, unberühmter Maler, aus dem noch die Schwärmerie des Tages redet? Es sind so schöne Worte — luce — rosa — grazia — bacciolino! Und da, wenn man meint, das Städtchen sei nun völlig eingeschlafen, huscht noch ein letztes silbernes Wörthchen über das Pflaster, das lezte, das ein Umbrier spricht und ohne das er nicht schlafen könnte, und das schönste Wort der Welt: Si! Wollüstig spricht es der Venezianer mit seinen roten vollen Lippen aus, als schlürfte er dabei schon alle Erlaubnis der kleinen Silbe in sich ein; hart heißt es der Romagnole zwischen seinen starken Elsenbeinzähnen hervor, fast wie eine zugefügte Demütigung, und fühl und scharf spricht es der Römer aus, wie ein Advokat, während es dem Toskaner wie Chianti von der Zunge fließt. Aber der Umbrier sagt es wie ein Gebet. Si, o che si! Güting, wie einer, der alles austeiln möchte, und mild, wie einer, der nie ein Nein über sich brächte. Wahrhaft, wenn irgend ein Mensch ist der Umbrier kein Neinsager! Er nicht der Sonne und dem Gewitter, dem Schmerz und der Vergnügung gefügig zu: Che si! Nur zu! Ja, ja! Er sagt es dem Wohltäter und dem Quäler gleich sanft her: Che si! Mache nur fort! Ich hindere dich nicht... Es ist wohl eine Schwachheit, dieses ewige sanfte Jasagen, aber es ist beinahe die Schwachheit der Götter, nicht mehr der gemeinen Menschen. Und so klingt es denn jeden Abend als das letzte Wort von den wenigen Türen, die verriegelt, und von den meisten, die nicht verriegelt werden, und aus den Rämmern, die keine Gitter und keine Schlosser haben: dieses fürzeste und beste und klugvollste Wort aller Sprachen, besonders aber der italienischen Jungen: Si!

Wer weiß von Umbrien, der dieses „Si“ nicht vor Mitternacht noch einmal leis und innig wie einen Bruderkuß erflingen hört? Und wer weiß von Umbrien, der nicht in Gubbio oben, schon mitten im Gebirge vor dem großartigen Palast dei Consoli mit den Bettlern seine Brötchen und seine Nadel teilte? Und dann neben ihnen ins Gras des Staatsplatzes lag? O dieses brave, hübsche, kleine Gras, das in alle Höfe, auf alle Terrassen, in die offiziellsten Bezirke hineinwächst! O dieses Volk, wo man Natur und Kunst noch so vertraut zusammenleben lässt, daß es nicht zudringlich erscheint, wenn schon das dichteste Moos dem heiligen Cristoforo über die Knie hinaufkriecht und dem heiligen Sebastian Kresse und Spitzfrat fühlend über die Pfeilwunden streicht! Wer weiß von Umbrien, der in diesem einzigartigen Gubbio, unter dem blauen Bergschatten, nicht mit den Kindern des Sakristans in den Johannesturm hinauffletterte? In unseren deutschen Länden der Ordnung wäre ein solcher Aufstieg an schwindlichen Wänden, über fehlende Stufen und breite Bretterlöden, bald mit, bald, wo es am gefährlichsten ist, ohne Seil, eine Waghaligkeit, die das Gesetz mit zehn Mark Buße belegte. Aber hier ist's ein un-

vergeßliches Abenteuer, wenn man mit einem Fuß ins Bodenlose hinausgerät, wenn ein Schwarm Fledermäuse einem übers Gesicht streicht und wenn das kleine Töchterchen Teresa einem auf der schwankenden Leiter kurzweg das Nastuch aus dem Rock reißt und sich das rosig gestülpte Gubbiernaschen darin schallend ausschneuzt. Drobam am hohen Glockenfenster wird's schlimm. Die Kinder trippeln übers äußerste Kranzgesims wie junge Räten auf und nieder und spucken weit hinaus auf den Markt hinunter. Doch das ist alles nichts mehr, wenn der behende Schlingel Beato seine Frechheiten zeigt. Er sperrt das Maul auf, daß man sieht, wie er sich am Zücker seines Onkels, des Konditors Belli Bellini, alle Milchzähne bis auf die zwei mittlern ungeheuren Schaufeln ausgebissen hat, springt an die ruhige Glocke, schwingt sie zu so ungeladener Zeit auf und ab und fliegt plötzlich, bevor sie erklingen kann, an ihrem Schwengel zur Luke hinaus, hoch über die Häuslein, die Menschlein, das ganze Städtlein durch schwindelblaue Lüfte. Dann saust er wieder herein und zum andern Fenster hinaus, zappelnd vor Tollheit und knirschend vor Lebensübermut. Starr seh ich zu, das Blut will mir vor Grauen stocken. Aber Pepa und Teresa jubeln vor Stolz über ihren Bruder. Plötzlich, mitten im Glockenschwung, springt der Bub aus der Erzschale herunter zu uns, und der freie Schwengel schlägt gewaltig an den Mantel. Bravo, bravissimo!

Was tuft du, Halunke, die Leute hören es ja! Die Polizei wird kommen. Um Gottes willen hör auf!

Aber der Spitzbube lacht mich nur aus und läßt es noch ein Weilchen weiterläuten, so prachtvoll und feierlich, als wäre morgen Allerheiligen oder der Einzug des Erzbischofs von Perugia. Und niemand kümmert sich unten um uns. Die Glocken in Umbrien dürfen wie jede andere Junge reden, so oft und laut es ihnen beliebt.

Wer von den vielen Baedekergläubigen kennt Gubbio? Wahrhaft, ich sage euch, eine Woche Gubbio gäbe euch mehr italienische Freuden als die Heze via Milano—Firenze—Roma—Napoli! Freilich, ihr müßtet im Sommer kommen. Der italienische Sommer ist großartig in Umbrien. Keine Fremden! Keine Bummel! Keine Eindringlinge als du allein, Glückskind! Die Italiener unter sich! Sei denn be-

scheiden und tue wie alle Einheimischen! Trinke Nostrano, iß Risotto, löffle Minestrone und schlecke den dottergelben Zambiglione! Liege unter einem fühlen Säulenbogen zu Mittag und spiele Harmonika am Abend oder Boccia über die Via ducale hin mit ein paar Handelsjungen. Was italienischer Stil, lateinische Gelassenheit, antikes Phlegma ist — nicht etwa Faulheit, o nein! — großartiges antikes Phlegma, das lernst du erst hier, außerhalb der großen Städte, in den Bergen und kleinen Borgi, wo man noch altes Hirtenblut und die Seßhaftigkeit der Bauern in alle städtische Verschmittheit gerettet hat.

Liebes Gubbio in den Bergen, ich werde dich nie vergessen! Wie oft im Brausen unserer nordischen Stadt und in der Geschäftigkeit unseres nüchternen, von Dampf und Elektrizität regierten Lebens denke ich an dich und sehne mich nach deiner so gemütlichen sorgenlosen Klause! O, ich hoffe dich wieder zu sehen und deine uralten Delbäume, deinen ewig schnupfenden Prevosto und deine zierlichen Töchter, die Sonntags nach der Vesper mit verknüpften Händen in langer, die Straße sperrender Reihe von der Unterstadt zur Oberstadt spazieren, die jungen Burschen necken und singen:

Gianino will mich pflücken,  
Ei, ei!  
Als ob ich eine Pfirsich wär'!  
Ei, ei!  
Lern Haselnüsse beißen,  
Ha ha!  
Und Röslein aus den Disteln reißen,  
Dann komm, dann komm, vielleicht,  
Bis dann Bianca sich erweicht.

Auch Beato, den Sigristensohn, will ich wieder sehen. Ah, wie er dann erst läuten wird! Ganz Italien muß ihn hören! Und die Stadtmusik in ihrer farbigen Uniform muß ich wieder auf die Piazza della Signoria marschieren sehen. Und ich will sie wieder den Marsch der Bersaglieri spielen hören. Das wird wieder so zündend sein, daß fast die Pflastersteine zu tanzen beginnen. Und sicher spielt dann Armando Grossi immer noch die Flöte und dudelt immer noch so wunderbare Triolen und Verzierungen in die Melodie wie damals, als ich ihn zuerst vernahm und glaubte, es müsse eine Drosself über den Musikanten fliegen und mittrillern. Auf Wiedersehen, einziger liebes Gubbio!

(Fortsetzung folgt).

## Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Der leichte Sprühregen hatte sich gegen Abend in einen gemächlichen Landregen gewandelt, und gegen Zunachten hin waren die Straßen voll kleiner Bäche und Wasserläuflein. Als der Marquardt um Mitternacht das Land hinabwanderte seinem Dorfe zu, hatte er einen schlechten Weg. Seine Seele aber war zerwühlt und zerrissen von tausend eisigen Wassern der Verzweiflung, war für Glauben und Hoffnung und auch für die Liebe ein gar schlimer, ungangbarer Weg geworden. Zwar der Glaube an die Kraft und Be-

ständigkeit anderer oder gar an ihre Treu und Rechtschaffenheit war bei ihm von jeher um so geringer gewesen, je mehr Vertrauen er für sich selber aufgewandt. Und so maßlos ihn sonst die Natur mit Gaben der Einbildung beschenkt, hier hatte sie geäußert, also daß es letzten Endes nur noch für den Glauben an sein eigenes Selbst gelangt, der aber dafür ein baumstarker Kerl geworden war, dem kein Sturm was anhaben gekommt. Und an ihm wucherte und kletterte hundert- und tausendblättrig grünend, wie ein lustiger wilder